

GERHARD LUDWIG MÜLLER · MÜNCHEN

DIE VERGEBUNGSBITTE DER KIRCHE IM HEILIGEN JAHR DER VERSÖHNUNG

1. Die Bandbreite der Reaktionen

Kaum ein Ereignis des Jubiläumjahres 2000, in dem die Kirche die Fleischwerdung des ewigen WORTES bekennt und feiert, hat eine solche Aufmerksamkeit und Resonanz gefunden wie die Vergebungsbitte am 1. Fastensonntag. An diesem Tag hatte der Papst als von Gott autorisierter Sprecher der Gesamtkirche in einer bewegenden Versöhnungsliturgie Gott um die Vergebung für die Sünden und Fehler gebeten, wodurch Christen in den vergangenen zwei Jahrtausenden die Sendung der Kirche verdunkelt haben. Allein die deutsche Version des Dokuments der Internationalen Theologischen Kommission «Erinnern und Versöhnen. Die Kirche und die Verfehlungen in ihrer Vergangenheit» (Johannes Verlag) hat innerhalb von wenigen Tagen drei Auflagen erlebt. Der Papst hat selbst die Beziehung dieses Textes zur liturgischen Vergebungsbitte in seiner Ansprache gewürdigt als «eine große Hilfe zum richtigen Verstehen und Verwirklichen dieser echten Bitte um Vergebung, die in der objektiven Verantwortung begründet ist, die die Christen als Glieder des mystischen Leibes zusammenführt und die Gläubigen von heute im Lichte einer genauen historischen und theologischen Prüfung antreibt, zusammen mit den eigenen Verfehlungen auch die der Christen von gestern einzugestehen.»¹

Da der Verfasser dieses Beitrags als Mitglied der Kommission die deutsche Ausgabe zu besorgen hatte, wurde er zu einer Unzahl von Sendungen in Rundfunk und Fernsehen und zu Artikeln in Tageszeitungen eingeladen. Bei einer Sendung sagte ich, dass alle Welt aufhorcht, wenn die Kirche sich zu Sünden in ihrer Vergangenheit bekennt, dass sich die Medien aber kaum interessieren, wenn ich etwas von Gott und dem ewigen Leben zu sagen habe.

GERHARD LUDWIG MÜLLER, geboren 1947, Dr. theol., lehrt Dogmatik und Dogmengeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Mitglied der Internationalen Theologischen Kommission.

Offenbar assoziiert die öffentliche Meinung einer zunehmend säkularisierten Gesellschaft die Kirche mehr mit Schuld als mit Gott. Wenn der durchschnittliche Zeitgenosse das Wort Kirche hört, kommen ihm zuerst die Bilder von blutigen Kreuzzügen, lodernden Scheiterhaufen für Ketzer und grausamen Folterungen von «Hexen» in den Sinn. Wer sich allzu deutlich als Katholik bekennt, wird bald merken, dass es mit der vielgerühmten Toleranz für Andersdenkende nicht weit her ist. Bald fliegen ihm die Vokabeln «Inquisition», «alleinseligmachende Kirche», «Fundamentalismus», «Rückschritt», «Sexualfeindschaft» usw. um die Ohren. Meist ist es mehr die melodramatische Regie der Hollywoodfilme als gründliches Quellenstudium, die das Bewusstsein der Massen bilden². Sie befestigen emotionale Voreinstellungen, die klare historische und moralische Kriterien für die Geschichtsbetrachtung eher behindern als fördern. An die Kulturleistung des abendländischen Mönchtums, den aufopferungsvollen Dienst von Tausenden von Frauen und Männern für das leibliche und geistliche Wohl der Menschen muss er erst mühsam erinnert werden. Dass gar die Kirche als Sakrament des Heils ein Geschenk Gottes an die Menschheit ist und der Vermittlung von Glück und Heil dient, erscheint vielen nur als Bemäntelung des selbstsüchtigen Machtanspruchs einer in ihrer Weltfremdheit verhärteten Priesterkaste.

Wie elektrisiert von der Verbindung von «Kirche und Schuld» meinten verschiedenste innerkirchliche Richtungen, von der katholischen Kirche getrennte Christen, der Kirche Fernstehende oder erklärte Feinde ihren Beitrag zu diesem Thema der Welt nicht vorenthalten zu dürfen.

Innerkirchlich warfen selbsternannte «kritische» Theologen und Theologinnen im Stil der «Wir-sind-Kirche-Bewegung» dem Papst mangelnden Mut zur letzten Konsequenz vor. In «Rom» habe man sich zum Glück durchgerungen, die Fehler der Vergangenheit beim Namen zu nennen. Aber man schweige sich aus über die «Sünden gegen das Evangelium», die sich Johannes Paul II. und die Mitarbeiter seiner Kurie in der Gegenwart ununterbrochen zuschulden kommen ließen. Denn am Geist Jesu Christi mache sich schuldig, wer den christlichen Frauen, die sich dazu berufen fühlten, das Priesteramt vorenthalte und sie dadurch in ihrer Würde als Frau herabsetze; wer Priestern die Ehe verweigere; wer an der Unauflöslichkeit der Ehe festhalte oder den Kommunionempfang von der vollen Gemeinschaft mit der Kirche in Glauben und Leben abhängig mache. Eklatante Beispiele für die Versündigung an der Freiheit eines Christenmenschen seien die Nichterteilung des *Nihil obstat* für einzelne Bewerber um einen theologischen Lehrstuhl oder die in der «Instruktio» erneut betonte innere Verbindung von Dienst am Wort und Sakrament im sakramentalen Priestertum. Wer deshalb den Laien die Predigtvollmacht in der Eucharistiefeyer streitig mache, mache sich eines Affronts gegen die vom Konzil heraus-

gestellte Beteiligung der Laien an der Gesamtsendung der Kirche schuldig. Den Streit um die Beteiligung der katholischen Kirche in Deutschland am staatlichen System der Schwangerenkonfliktberatung interpretierten viele deshalb in den Kategorien «den Frauen helfen oder sie im Stich lassen», wobei sie den römischen Standpunkt als «Sünde unterlassener Hilfe» meinten charakterisieren zu können.

Auf jeden Fall hat der Akt der Vergebungsbitte nicht vermocht, innerkirchliche Grabenkämpfe zu überwinden, sondern im Gegenteil ans Tageslicht treten lassen, wie sehr die Kirche in Europa selbst der inneren Versöhnung bedarf.

Wie auch jetzt anlässlich der Erklärung «Dominus Iesus» ist von nicht-katholischen Theologen die Zurücknahme des Glaubens an die Vollverwirklichung der Kirche Christi in der sichtbaren, katholischen Kirche verlangt worden als Beweis für die echte ökumenische Gesinnung. Man könne nicht auf der einen Seite die Augsburger Erklärung über einen Konsens in Grundfragen der Rechtfertigungslehre feierlich unterzeichnen und zugleich den evangelischen Gemeinschaften die Gleichheit im Kirche-sein absprechen. Der evangelische Begriff von Kirche sei weiter als der katholische und darum müsse sich die katholische Kirche als eine Teilkirche der unsichtbaren Kirche verstehen, die sich in den unterschiedlichen Kirchentümern manifestiere. Es sei gerade eine Sünde gegen die Einheit der Kirche, wenn man sie, statt sie allein im rechtfertigenden Glauben anzusiedeln, auch auf der institutionellen Ebene darstellen wolle. Mit seinem sakramentalen Verständnis identifiziere der Papst zu sehr die Kirche mit Christus, so dass nicht mehr die Einheit mit Christus im Glauben, sondern die formelle Zugehörigkeit zur Papstkirche zum Kriterium des Heils gemacht werde. Das Bekenntnis, dass auch Katholiken an der Spaltung der Christenheit Mitschuld tragen, beinhalte notwendig die Aufgabe des Alleinvertretungsanspruchs der katholischen Kirche und ihre demütige Eingliederung in die konfessionelle Vielfalt der Christenheit. Die Einheit der Kirche sei unsichtbar. Die Vielfalt und Gegensätzlichkeit der Konfessionsverbände sei eine Widerspiegelung der Einheit in Vielfalt, die ja auch das Prinzip der Einheit Gottes in der Vielheit der drei Personen sei. Mit anderen Worten, die katholische Kirche habe sich in den der Offenbarung entspringenden evangelischen Kirchenbegriff einzufügen und ihr eigenes Kirchenverständnis als geschichtlich bedingte Fehlentwicklung einzugestehen, indem man auch das Streben nach der Vorherrschaft über andere kirchliche Formationen verzichte.

Neben dieser innerkirchlichen und innerchristlichen Fundamentalkritik an der Vergebungsbitte und Versöhnungsgeste hat sich die altliberale und altmarxistische Kritik zu Wort gemeldet, der das Wort «Kirche» nicht mehr bedeutet als das Feindbild schlechthin. Hier fehlt jedes Verständnis

für den transzendenten Legitimationsbezug der kirchlichen Sendung. Kirche ist nichts anderes als das Schreckbild, das aus Weltverschwörungsphantasien entspringt und nur vergleichbar ist mit anderen ideologiegesteuerten Komplexen, in denen «den Juden», der Wallstreet oder sonstigen finsternen Mächten die Alleinschuld für alle Übel der Welt angedichtet wird. So hat u.a. der Berliner Sozialphilosoph Schnädelbach in einem Artikel für die Wochenzeitschrift «Die ZEIT» (11. 5. 2000) vom Papst die Selbstauflösung der Kirche verlangt. Die letzte Wohltat des Christentums für die Menschheit sei die Selbsterkenntnis als eines von Anfang an verfehlten Unternehmens. Ein derart antihumanistisches, fanatisch-irrationales Glaubenssystem sei durch die Exzesse (Inquisition, Zwangsbekehrung), die sich zwangsläufig (!) aus seinen Prinzipien ergäben, ein für allemal diskreditiert. Die Menschheit habe im 21. Jahrhundert nur eine Chance, dann nämlich, wenn die Christen vom Angesicht der Erde vertilgt sind.

In vielen dieser Einsprüche gegen die Versöhnungsliturgie tritt ein völlig unzureichendes Verständnis von Kirche zutage. Dies zeigt sich besonders an der Kritik der Formulierung, dass die Kirche nicht sündigen könne, aber ihre Söhne und Töchter sündigen und dadurch die Sendung der Kirche unglaubwürdig machen. Viele Kommentatoren fassten dies so auf, als ob die Kirche, die sie nach einem ganz veralteten ekklesiologischen Modell mit der Hierarchie gleichsetzen, sich fein heraushalte und die Schuld nur Einzelpersonen zuweise.

Wenn aber die Vergebungsbite ihr Ziel erreichen soll, der Versöhnung der unterschiedlichsten religiösen Menschheitsgruppen zu dienen, indem die Erinnerung an einzelne Ereignisse der Geschichte nicht mehr vergiftend in die gegenwärtigen Beziehungen der Religionsgemeinschaften eingeht, dann muss nicht nur geklärt werden, was kirchlich Vergebung und Versöhnung bedeutet, sondern auch was mit Kirche überhaupt gemeint ist. Die Irritationen in der Öffentlichkeit hatten nicht zuerst ihren Grund in dem Missverständnis der Worte Vergebung und Versöhnung, sondern im Subjekt dieser Gesten. Wer ist das überhaupt- die Kirche?

2. Die Kirche als Subjekt der Vergebungsbite und Medium der Versöhnung

Um diese Frage zu beantworten, muss der hermeneutische Rahmen reflektiert werden, in dem eine sinnvolle Bestimmung dieses Begriffs möglich wird. Die Hermeneutik für den Kirchenbegriff bietet das Glaubensbekenntnis. Die Kirche ist als die sichtbare Gemeinschaft der Glaubenden das Werk des dreieinigen Gottes und von ihm als eine, heilige, katholische und apostolische gewollt, damit sie gemäß ihrem Wesen als Gemeinschaft in Glaube, Hoffnung und Liebe ihre Sendung als Werkzeug des univer-

salen Heilswillens erfüllen kann. Das durchschnittliche Zeitbewusstsein jedoch, wie es vor allem in den Massenmedien zum Ausdruck kommt und von daher das Denken und Urteilen der meisten Medienkonsumenten und damit auch vieler Christen bestimmt, ist von einer tiefen Skepsis gegenüber der Verankerung der Wahrheit in der Transzendenz oder gar einer geschichtlichen und letztverbindlichen Offenbarung geprägt. Der alles beherrschende *mainstream* der vorgeprägten und veröffentlichten Meinung lässt nur unterschiedliche Wege zu, auf denen jeder nach eigenem Wahrheitsgusto zu seiner Identität gelangt. Die eigene *façon*, nach der jeder gemäß obrigkeitlicher Anordnung des Preußenkönigs Friedrichs II. zu seinem Glück zu gelangen hat, wird identifiziert, mit dem, was in der klassischen Sprache der christlichen Tradition das Heil heißt. Die intellektuell anspruchsvollere Version des Relativismus bietet die Ringparabel Lessings. Dort wird das Verhältnis von Christentum, Judentum und Islam nicht von dem ihnen eigenen Offenbarungsverständnis her bestimmt. Die drei «Religionen» werden vielmehr in den Rahmen eines apriorischen metaphysischen Skeptizismus eingespannt. Wenn nicht religionskritisch die religiösen Ideen und Hoffnungen überhaupt als falsches Bewusstsein entlarvt werden, sondern der Religion eine Funktion in der Kontingenzbewältigung zuerkannt wird, dann darf die Kirche sich innerhalb dieses Systems nur als einer unter anderen Wegen zur Seligkeit nach eigener *façon* verstehen. Diese Identität mit den eigenen religiösen Überzeugungen und ethischen Prinzipien muss keineswegs etwas zu tun haben mit einem tatsächlichen Handeln Gottes, durch das Gott selbst den Menschen rechtfertigt und für das ewige Leben als Teilhabe an seinem Leben als dreifaltiger Liebe bestimmt. Die Kirche hat also Existenzberechtigung nur dann, wenn sie durch meditative oder caritative Angebote der Selbstfindung eines jeden Einzelnen nach dessen eigener *façon* dient. Eine Ausrichtung an der Wahrheit, die Gott selbst ist und die dem Menschen im Glauben an Jesus Christus aufgeht, gibt es nicht, denn jeder hat seine eigene Wahrheit, die ihn erlöst von Angst und Selbstbezogenheit. Schon Immanuel Kant hat in seiner religionskritischen Schrift «Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft» (1793) die Predigt und die Sakramente der Kirche auf den rein pädagogischen Zweck der Heranbildung moralisch-humanistischer Persönlichkeiten eingeschränkt. Ihnen die Bedeutung eines realen Verbindungsmittels mit Gott zuzuschreiben, wäre bloßer Götzendienst und Religionswahn.

Unter diesen Voraussetzungen muss den meisten Zeitgenossen die Rede von der Heilsnotwendigkeit der Kirche, der Heilsbedeutsamkeit der Sakramente, ihre Unfehlbarkeit in der Evangeliumsverkündigung wie ein Tabubruch des gesellschaftlichen Einverständnisses vorkommen, wonach es verpflichtende Ansprüche des transzendenten und immer unerkenn-

baren «Gottes» a priori gar nicht geben und dass sich natürlich keine menschliche Institution als Verwalterin übernatürlicher Wahrheiten aufspielen kann. Als pädagogische Vermittlerin zur Seligkeit nach der eigenen Façon darf Kirche überleben, als Vermittlerin zum transzendenten Heil muss sie durch Aufklärung und Kritik ausgeschaltet werden. Spricht nun der Papst als Vertreter einer sich als «Zeichen und Werkzeug der innigsten Vereinigung der Menschen mit Gott und der Menschen untereinander» (LG 1) verstehenden menschlichen Institution von der Schuld der Kirche, dann begreifen dies viele Zeitgenossen aus ihren sozialhermeneutischen Voraussetzungen als Eingeständnis, dass es nicht nur in der Kirche Sünde und Schuld gibt, sondern dass jetzt die Kirche ihr Selbstverständnis als Schuld gegenüber den Menschen und ihrer Möglichkeit erkennt, nach eigener Façon selig zu werden.

So erklärt sich dann die Enttäuschung, dass mit der Schulderklärung nicht auch gleich der Verzicht auf das eigene Wesen und die Sendung der Kirche verbunden war. Nur darum konnten die Kommentatoren der Massenmedien, aber auch «liberale» Theologen die Vergebungsbite des Papstes als Widerspruch zu dem von ihm verantworteten Bekenntnis zur Einzigkeit und zur Universalität Christi und seiner Kirche in der Erklärung «Dominus Jesus» empfinden.

Doch das Eingeständnis von Schuld und Versagen in der Kirche, wie auch das Bekenntnis zur Einzigkeit der Heilsmittlerschaft Christi und der Notwendigkeit der Zugehörigkeit zur pilgernden Kirche lassen sich in ihrer Vereinbarkeit nur begreifen auf dem Hintergrund des im Glauben erfassten Selbstverständnisses der Kirche.

Die Kirche begreift sich wie schon das Gottesvolk Israel als die Versammlung von Menschen, die durch die Initiative Gottes zustande gekommen ist. Wenn die agnostische Sichtweise von vornherein die Möglichkeit einer geschichtlichen Initiative Gottes als unmöglich und undenkbar in Abrede stellt, so steht ihr das innerhalb einer weltanschaulich neutralen Gesellschaftsverfassung natürlich frei. Aber sie kann die agnostisch-skeptische Grundhaltung gegenüber der Transzendenz nicht als absolut evident einklagen und dem Selbstverständnis der Religionen und besonders gegenüber Israel und der Kirche, die sich nach eigenem Verständnis der Offenbarung Gottes verdanken, aufzwingen wollen. Es ist eine mit innerweltlichen Kriterien nicht zu klärende Voraussetzung, dass Israel und die Kirche sich nicht als Produkt der Vergesellschaftung privater religiöser Ideen verstehen. Sie begreifen sich vielmehr als Werk der Selbstmitteilung Gottes. Die Kirche ist von Gott gestiftet als Zeichen seines universalen Heilswillens. Im Verhältnis zu den Menschen, die noch nicht zum ausdrücklichen Bekenntnis zu Jahwe und zu seinem Wort und Geist gekommen sind, versteht sie sich als wirksames Zeichen der geschichtlichen

Ausbreitung dieses Glaubens, d.h. als Werkzeug der konkreten Zuwendung des Heils.

Wenn von den Sünden der Söhne und Töchter der Kirche die Rede ist, geht es also nicht um die Gegenüberstellung von so genannten Amtskirche und Laien, denn alle Christen sind als Getaufte Kinder der Kirche, die im Glauben unsere Mutter ist. Auch hat dies nichts zu tun mit dem Gegensatz von hohen Idealen und hehren Prinzipien auf der einen Seite und ihrer von uns schwachen Menschen nie ganz möglichen Realisierung auf der anderen. Man könnte ja die Aussage, dass die Kirche selbst im Glauben sich nicht irren und von ihrer Heiligkeit nie abfallen könne, so verstehen, als ob die Ideale immer rein und unbefleckt blieben, während nur leider die Umsetzung in die Praxis immer hinter dem Ideal zurückbleiben müsse. Andere haben die Rede von der immer heilig bleibenden Kirche so aufgefasst, als ob die Kirche als Institution oder gar die Hierarchie von aller irdischen Zweideutigkeit frei bliebe, während ihre konkreten Vertreter, besonders aber die Laien, die Ideale des Christlichen verraten hätten.

In Wirklichkeit muss man aus einem ganz anderen hermeneutischen Rahmen heraus ansetzen. Der Spannung zwischen der wesensgemäßen Heiligkeit der Kirche und der möglichen Sündigkeit ihrer Glieder kann man weder mit einer apologetischen Grundhaltung noch mit einer aggressiv-kirchenkämpferischen Einstellung entsprechen. Beide Grundhaltungen sind dem Modell «Ideal und Wirklichkeit» verpflichtet, wobei die Wirklichkeit natürlich immer hinter dem Ideal zurückbleibt.

Die Kirche versteht sich selbst als das von Gott in Christus eingesetzte Zeichen und Werkzeug, die die Einheit der Menschheit mit Gott bezeugt und sie durch Predigt des Evangeliums, die Feier der Sakramente und die Gemeinschaft in Einheit mit den Nachfolgern der Apostel bewirkt. Die Kirche hat ihren tiefsten Ursprung im dreifaltigen Gott. Wir sind schon im ewigen Sohn Gottes als geschaffene Personen erwählt, an seiner Gemeinschaft mit dem Vater im Heiligen Geist teilzuhaben. Diese tiefste Bestimmung jedes Menschen, in die Relationsgemeinschaft des Sohnes des Vaters einbezogen zu werden, wird fassbar in der Erschaffung eines jeden Menschen auf das Bild und Gleichnis Gottes hin, in der Heilsgeschichte des Gottesvolkes Israel, das wie ein Sohn berufen ist, und schließlich und endlich in der Menschwerdung des eigenen Sohnes des Vaters und der Geistausgießung über alles Fleisch, wodurch alle Menschen zu Söhnen und Töchtern Gottes in Christus berufen sind. Im Sakrament der Taufe wird die Einheit der Gottesbeziehung und die Einbeziehung in die Kirche sichtbar, die Volk Gottes des Vaters, Leib Christi und Tempel des Heiligen Geistes heißt und es auch ist (LG 2–4). Diese Kirche als sichtbare Bekenntnisgemeinschaft ist mit allen Mitteln ausgestattet, um ihren Auftrag

der Heiligung aller Menschen in Jesus Christus und im Geist Gottes zu erfüllen. Weil die Kirche Zeichen und Werkzeug des Heiligungswillens Gottes ist, wird sie im Credo als heilig bekannt und nicht etwa, weil möglichst viele ihrer Glieder in moralistisch verengtem Sinn die Ideale des Christlichen kraft eigener Leistung zum Leuchten gebracht hätten. An diesem Punkt zeigt sich, warum fast notorisch die Heiligkeit der Kirche, ihre Untrüglichkeit in der Evangeliumsverkündigung und in der dogmatischen Auslegung ihres Glaubensbekenntnisses Vorbehalte und sogar wütende Gegenreaktionen auslöst. Dahinter steht die Reduktion des Begriffs Heiligkeit auf moralische Vollkommenheit. Die Heiligkeit der Kirche und des einzelnen Getauften ist aber nicht Moral und Leistung, sondern Gnade und Gabe Gottes, die uns verwandelt und uns befähigt, das Evangelium in Wort und Tat zu bezeugen. Freilich kann jeder Christ als Einzelner, sowohl Laien wie Ordensleute, Priester, Bischöfe und Päpste, ja sogar die Christenheit in Teilen moralisch versagen. Aber dieses moralische Versagen vermag die Kirche als Gnade und Gabe der Gemeinschaft der Menschen mit Gott in seinem Sohn Jesus Christus nicht zu zerstören. Die inkarnatorische Gnade bleibt stärker als das moralische Versagen der Begnadeten. Menschen in der Kirche Gottes können Gottes Kirche, insofern sie von Gott kommt und eingesetzt ist als wirksames Zeichen des Heils, nicht zerstören. Vollmacht und Sendung der Kirche als ganzer im gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen und im Priestertum der Apostel und ihrer Nachfolger dienen immer dem Aufbau der Kirche, selbst wenn ihre menschlichen Träger im persönlichen Leben hinter den Anforderungen der Nachfolge Christi zurückbleiben oder ihnen gar zuwider handeln. Das Lehramt behält seine Autorität selbst dann, wenn wie in Zeiten des abendländisch-mittelalterlichen Gesellschaftsmodells der Einheit von Kirche und Gesellschaft Methoden der Gewalt angewendet werden, die dem Evangelium nicht entsprechen und die in einer auf den Prinzipien der Gewissens- und Religionsfreiheit des einzelnen Staatsbürgers aufruhenden Gesellschaftsverfassung absolut ausgeschlossen sind. Wenn also der Papst in historischer Rückschau den Gebrauch von damals für legitim gehaltenen Methoden im Inquisitionsverfahren in Glaubensfragen beklagt, will er nicht die Menschen der damaligen Zeit anklagen oder sich zum Richter über sie aufwerfen. Das wäre nichts weiter als die völlig unhistorische Bewertung der Motive handelnder Personen aus früheren Geschichtsepochen nach unseren und nicht nach deren Maßstäben. Er möchte aber zum Ausdruck bringen, dass vom Maßstab des Evangeliums her betrachtet Handlungsweisen im Spiel waren, die wir heute in ihrer Unvereinbarkeit mit dem Evangelium erkennen. Vorgänge wie die Gemetzel bei der Eroberung Konstantinopels durch so genannte christliche Kreuzritter, Judenpogrome in christlich geprägten Gesellschaften, die Verbrennung von Jan

Hus trotz der Zusage freien Geleites durch den Kaiser oder der Fall Galilei belasten das Gedächtnis der Kirche bis in die Gegenwart hinein. Sie wirken irritierend nach bis zum heutigen Verhältnis von westlicher und östlicher Christenheit, von Juden und Christen, von Katholizismus und tschechischem Nationalgefühl, von Theologie und Naturwissenschaften.

Die Kirche als Stiftung Gottes hat durch das geschichtliche und gesellschaftliche Versagen ihrer Repräsentanten und vieler ihrer Mitglieder, das von den ganz persönlichen Sünden zu unterscheiden ist, nicht ihr Wesen korrumpiert und ihre Sendung verloren. Das könnte man nur folgern, wenn man die Kirche als Vertreterin humaner und moralischer Ideale auffasste, die durch das Verhalten ihrer Vertreter unrettbar zerstört werden könnte.

Gleichwohl entzieht sich die Kirche aber auch nicht ihrer geschichtlichen Verantwortung durch den Hinweis, dass man real nichts mit den Christen früherer Generationen zu tun habe und nur jeder selbst für die Verwirklichung der christlichen Ideals verantwortlich sei.

Zwar ist persönliche Schuld nicht übertragbar. Kein Papst haftet für das, was Päpste früherer Zeiten an persönlichem oder gesellschaftlichem Versagen auf sich geladen haben. Aber es gibt eine Verantwortungsgemeinschaft auch in geschichtlicher Schuld und in gesellschaftlichem Versagen. Die Kirche nimmt für sich die geschichtliche Identität und die Kontinuität als in dieser Welt gesellschaftlich verfasstes Gebilde der Heilsgemeinschaft und Heilsvermittlung in Anspruch. Und darum muss auch die Kirche von heute das gesamtgeschichtliche Erscheinungsbild auch in den negativen Seiten verantworten. Daraus ergibt sich die Bereitschaft, geschichtlich-gesellschaftliche Schuld der Vergangenheit der Kirche zu erkennen und sie einzugestehen, Gott in Schuldübernahme für die Sünden der Menschheitsgeschichte um Vergebung zu bitten und so das Gedächtnis von diesen Belastungen zu befreien, verbunden mit der Hoffnung, dass Versöhnung mit anderen religiösen und gesellschaftlichen Gruppen gerade auch in geschichtlicher Rückschau möglich ist. Das kann freilich nicht bei einer Einbahnstraße bleiben. Alle gesellschaftlichen Gruppen sind dem friedlichen Zusammenleben der Menschen verpflichtet. Die zu Recht oder Unrecht aus der Geschichte abgeleiteten antichristlichen, antikatholischen und antiklerikalen Ressentiments müssen sich auch auf den Prüfstand stellen lassen.

Im Hinblick auf die notwendige Versöhnung als Bedingung eines Zusammenlebens von Menschen unterschiedlichster Glaubensrichtungen sollte sich niemand den Luxus leisten, seine geistige Identität aus der Antihaltung gegen andere weltanschauliche Richtungen abzuleiten.

Und darum verstand Johannes Paul II. die Vergebungsbitte der katholischen Kirche als Anfang einer Selbstbesinnung auf allen Seiten. Die

«Reinigung des Gedächtnisses» wäre auch eine dringliche Aufgabe für die Menschen, die ihre geistige Identität aus der Aufklärung, der Religionskritik des 19. Jahrhunderts und den Ideologien des 20. Jahrhunderts ableiten. Ist es zuviel verlangt, die alten Interpretationsmuster der Kirche als wissenschafts- und fortschrittsfeindliches Herrschaftsinstrument klerikaler Kreise einmal auf den Prüfstand der Vernunft zu stellen, von der man meint, dass sie einem im größerem Maß zu Verfügung steht als den kirchlich Gebundenen?

Die Vergebungsbitte, die auf Versöhnung zielt, steht unter dem doppelten Leitwort: «Lasst uns vergeben und um Vergebung bitten»³. Mit der Frage nach der Verantwortung der Christen für die Übel der Zeit (Atheismus, religiöse Gleichgültigkeit, Ausbeutung der Armen u.a.) ist der Verweis auf die Vergebung der den Christen von Anders- und Ungläubigen begangener Verfehlungen und Verbrechen verbunden: «Im Laufe der Geschichte haben auch Christen um ihres Glaubens willen zahllose Schikanen, Anmaßungen, Verfolgungen erduldet. Wie die Opfer solcher Beleidigungen vergeben haben, so vergeben auch wir. Die Kirche von heute und aller Zeiten fühlt sich aufgefordert, das Gedächtnis von diesen betrüblichen Vorkommnissen zu reinigen wie auch von jedem Gefühl der Unversöhnlichkeit und der Abkehr. So wird das Jubiläumsjahr für alle zu einem hilfreichen Anlass einer gründlichen Umkehr zum Evangelium.»⁴

Es geht nicht um Aufrechnen des Bösen, das sich Menschen in der Vergangenheit wechselseitig im Namen ihres Glaubensbekenntnisses angetan haben, sondern um Versöhnung und einen neuen Anfang miteinander.

3. Ein heißes Eisen: Die Versöhnung von Kirche und Israel, dem «Volk des Bundes»

Natürlich hat in Deutschland und Österreich die Vergebungsbitte für die von Christen an Juden begangenen Untaten größte Aufmerksamkeit gefunden. Die Formulierung spricht von den Juden im theologisch richtigen Sinn als dem «Volk des Bundes» (in Abhebung von der ethnischen und politischen Dimension des Begriffs). Die Tatsache, dass Juden von Christen Unrecht zugefügt worden ist, bildet auch im Text der Internationalen Theologischen Kommission den Ausgangspunkt einer historischen und theologischen Betrachtung. Zu fragen ist prinzipiell, ob Christen aus vermeintlichen Gründen des Glaubens sich berechtigt sahen, ihren jüdischen Mitbürgern Schaden zuzufügen, oder ob es sich um bloße Namenschristen handelte, die von ganz anderen, dem christlichen Glauben sogar entgegengesetzten Ideologien den Juden Übles angetan haben.

Angesichts des ungeheuerlichen und jedem Begreifen sich entziehenden Verbrechens des Genozids an der europäischen Judenheit durch Hitler

und den Nationalsozialismus kann das Verhältnis von Juden und Christen nicht bloß theologisch-theoretisch beschrieben werden. Aus der Sicht der Opfer des Holocaust und ihrer Nachkommen legt sich ein innerer Zusammenhang nahe zwischen der antijüdischen Stimmung in den christlich geprägten Gesellschaften des abendländischen Mittelalters und der mörderischen Entfesselung im Vernichtungsbeschluss Hitlers und seiner willigen Helfer.

Es wird oft eine innere Verbindungslinie nahegelegt, die beginne mit den *Adversus-Judaeos*-Schriften der Kirchenväter und mittelalterlichen Judenvertreibungen durch christliche Fürsten, mit Hostienfrevelllegenden und der Gottesmörderanklage, die sich in wilden Pogromen des Stadtpöbels entlud, und der alten Karfreitagsbitte für die «ungläubigen Juden» (allerdings nicht für ihre Vernichtung, sondern für ihre Bekehrung zu Christus) und die über den Antisemitismus der bürgerlichen Epoche des 19. Jahrhunderts zielstrebig zum planmäßigen Ausrottungsprogramm der Nazis hingeführt habe. Die Zweifel an einer historisch nachweisbaren geistigen oder gar realen Kontinuität zwischen christlichem Antijudaismus und rassistischem Antisemitismus empfindet man eher als Ausflucht. Wenn auch praktizierende Christen beim Holocaust sicher nicht beteiligt waren und viele sich unter Lebensgefahr für Juden einsetzten, habe doch – wegen der traditionellen christlichen Reserviertheit den Juden gegenüber – kein entschiedener Widerstand aus der Mitte der Gesellschaft gegenüber der Ausgrenzungs- und schließlich Vernichtungspolitik Hitlers entstehen können. Es ist jedoch im Gegensatz zu dieser so plausibel scheinenden These schwer zu glauben, dass solche Christen, die ihren Glauben und ihre Verpflichtung auf die Gebote Gottes ernst nahmen, aus Motiven des Glaubens heraus dem mörderischen Treiben tatenlos zugesehen hätten, gar noch mit dem geheimen Einverständnis, dass dies den Juden wegen ihres Unglaubens an Christus recht geschehe. Diese Unterstellung, die, wenn sie nicht zutrifft, moralisch so infam ist wie der Mord an der Ehre eines Menschen, liegt der Kampagne gegen Pius XII. zugrunde. Ohne stichhaltige Beweise wird unterstellt, dass er aus einer antijüdischen Einstellung heraus und um dem Antikommunismus des Hitler-Reiches nicht in die Quere zu kommen, zum Judenmord geschwiegen habe, d.h. ihn ungerührt oder billigend in Kauf genommen habe, obwohl nur ein öffentliches Protestwort den Wahnsinn der Massenmörder gestoppt hätte⁵. Natürlich kann man bei allem geschichtlichen Handeln die hypothetische Frage stellen, ob ein anderes Vorgehen nicht mehr Erfolg gehabt hätte. Aber aus diesen hypothetischen Erwägungen die These abzuleiten, ein geheimes Einverständnis oder eine religiös motivierte Gleichgültigkeit hätten das Handeln des Papstes, katholischer Bischöfe, Priester und Laien bestimmt, ist geradezu absurd. Denn das natürliche

Recht auf Leben und leibliche Unversehrtheit wurde von der Kirche immer verteidigt und keineswegs nur auf die Mitglieder der Kirche eingeschränkt.

Es wird sogar die Frage gestellt, ob der christliche Glaube nicht selbst in seiner Wurzel antijüdisch sei und durch sein bloßes Bekenntnis zu Jesus dem Messias der Rassenideologie der Nazis, selbst wenn diese auch das Christentum als eine «Verjudung» des Germanentums bekämpften⁶, zumindest den Nährboden bereitet habe. Die einzig ehrliche Konsequenz aus dem Holocaust wäre dann, dass die Christen ihren Glauben an Jesus von Nazareth relativierten und sich zu ihm beschämt nur noch als einem Religionsstifter unter vielen bekennen dürften. Die Christen müssten sogar ihre trinitarische Gebetsformeln aufgeben. Wegen ihrer angeblichen Mitschuld am Holocaust, die sich aus ihrem Bekenntnis zu Jesus als Sohn Gottes und Messias ergäben, dürften sie nicht mehr zu Gott beten «durch Jesus Christus, unseren Herrn im Heiligen Geist»⁷.

Dem entsprechen starke innerchristliche Bestrebungen. Aus dem schlechten Gewissen heraus, irgendwie in den Judenmord der Nazis aufgrund der bedauerlichen antijüdischen Exzesse in der Kirchengeschichte verwickelt zu sein, versuchen einige christliche Theologen durch die Reduktion des Christus-Glaubens jedem christlichem Antijudaismus den Boden zu entziehen⁸. Der Christusglaube sei gleichsam der fruchtbare Schoss, aus dem das Übel des Antijudaismus und seine säkularisierte Form des rassistischen Antisemitismus geboren werde. Diesen Mutterschoß gelte es unfruchtbar zu machen. Der christologischen Deutung des Alten Testaments oder überhaupt die Bezeichnung der Hebräischen Bibel als Altes Testament der christlichen Bibel müsse radikal der Kampf angesagt werden. Jesus sei ganz in das Judentum zurückzunehmen. Die Kirche sei nichts weiter als eine Öffnung des Judentums für die Heidenwelt. Jesus sei nichts weiter als der Mittler jüdischer Glaubensanschauungen an die Heidenwelt. Die Offenbarung sei innerhalb der jüdischen Glaubenswelt abgeschlossen, so dass sich keine Verpflichtung aller zum Glaubensgehorsam gegenüber der Person Jesu ergebe.

Einen Beweis für diesen Ursache-Wirkungs-Zusammenhang von Christusglaube und bis zum Genozid reichenden Antijudaismus bleibt man allerdings schuldig. Man hält den Zusammenhang für so evident, dass man ihn als Prämisse eines Schlusses auf den wesensgemäßen christlichen Antijudaismus ungefragt voraussetzt, ohne sich zu fragen, ob man nicht vielleicht das Opfer eines Zirkelsschlusses geworden ist.

Im Grunde beruht diese Neukonzeption des Verhältnisses von Judentum und Christentum auf einer Absage an das neutestamentliche Zeugnis von Jesus dem Christus, dem Sohn Gottes, der als Hoherpriester und Mittler des eschatologischen Bundes für alle Menschen sein Leben dahin-

gegeben und sich so die Kirche als das Bundesvolk Gottes aus Juden und Heiden erworben hat.

Wo die Argumente für eine Relativierung des Christusbekenntnisses der Kirche fehlen, greifen die Vertreter dieser Richtung allzu leichtfertig zum Mittel der Diffamierung des Glaubens an Jesus den Christus und die Einheit des Menschengeschlechtes in der Kirche Christi, indem sie hinter jeder christologischen Deutung des Alten Testaments und in der Erfüllung der Heilsverheißungen Gottes in Jesus Christus Antijudaismus wittern.

In Wirklichkeit ist die christologische Auslegung der Heilsgeschichte, wie sie im Alten Testament bezeugt wird, die projüdischste Auslegung, die man sich denken kann. Jesus wird von den Heiden als der «Retter der Welt» bekannt, gerade weil er der Messias der Juden ist, von denen das Heil ausgeht. Die historische Bedeutung von Jerusalem als dem Ort der wahren Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit wird durch die Vereinigung von Juden und Heiden im Glauben an Jesus den Sohn Gottes eschatologisch und geschichtlich universal (vgl. Joh 4). Aus der Mitte des christlichen Glaubens ergibt sich keine Antihaltung gegenüber den Juden vor Christus noch gegenüber den Juden nach Christus, die sich nicht zu ihm bekennen wollen oder können. Freilich gehört es zur geforderten Toleranz im bürgerlichen und theologischen Sinn des Wortes, dass Juden eine Deutung des Alten Testaments auf Christus hin ertragen können, wie auch die Christen die nichtchristologische Deutung zu ertragen haben. Daraus ergibt sich keine Feindschaft, sondern das Wissen um die tiefere Verbundenheit im einen Heilsratschluss Gottes, dessen Verwirklichung uns Menschen aber vor dem Ende der Geschichte Geheimnis bleiben muss (vgl. Röm 9–11). Eine dezidiert a-christologische Deutung des Alten Testaments verführt Erich Zenger dazu, sogar den Trinitätsglauben zur Disposition zu stellen und damit das ganze Gebäude des Christentum gleichsam zu entkernen⁹.

Das Bekenntnis der Juden- und Heidenchristen zu Jesus als dem verheißenen Heilmittler (Messias) für Juden und Heiden speist sich mitnichten aus einer Anti-Haltung gegenüber den Juden oder Heiden, die dieses Bekenntnis nicht teilen. Nirgends im Neuen Testament findet sich ein Aufruf zur Bekämpfung oder Vernichtung andersgläubiger Menschen, sondern zum Gebet und Einsatz für sie in ihren geistlichen und körperlichen Nöten.

Weder ein Jude noch ein Heide kann das urkirchliche Bekenntnis «Jesus ist der Christus Gottes für alle Menschen» nachvollziehen, der nicht an Gott den Schöpfer aller Menschen und den Stifter des Bundes mit seinem Volk Israel glaubt (vgl. Lk 10,21f: «In dieser Stunde rief Jesus, vom Heiligen Geist erfüllt, voll Freude aus: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde ... Mir ist von meinem Vater alles übergeben worden; niemand weiß, wer der Sohn ist, nur der Vater, und niemand

weiß, wer der Vater ist, nur der Sohn und der, dem es der Sohn offenbaren will.»). Die besondere Heilsgeschichte Israels ist das Medium der Universalität des Heilsangebotes Gottes. Dass Jesus gerade als Jude und nicht als Angehöriger einer beliebigen anderen Kultur und Sprache in die Welt- und Heilsgeschichte eintrat, war deshalb nicht Zufall, sondern die konkrete Ausführung des Heilsplans Gottes. Er, der dem Fleisch nach geboren ist aus Davids Samen, ist von Gott durch den Geist der Heiligkeit eingesetzt worden als der «Sohn Gottes in Macht». Dies bedeutet, dass Gott selbst und nicht irgendeine beliebige Deutung ihn «zum Herrn und Messias gemacht» hat (Apg 2,36). So sagt es das früheste Bekenntnis (vgl. Röm 1,3f; Röm 9,5). Dadurch werden die Verheißungen Gottes an Israel nicht relativiert, sondern erst in ihre eschatologische Präsenz überführt.

Die Kirche als das neue Israel aus Juden und Heiden bedeutet nicht die Verstoßung des Gottesvolkes Israel, sondern das Zutagetreten seiner Sendung zu den Völkern. Man darf sich das Verhältnis von Altem und Neuem Bund nicht so vorstellen, als ob Gott seinen ersten Versuch für gescheitert, veraltet und überholt erklärt, gleichsam das alte Haus abreißt und dafür ein ganz neues und anderes an die Stelle setzt. (Dem Verständnis des Bundes als Gnade und Erwählung theologisch völlig unangemessen ist die neuerdings ins Spiel gebrachte Kategorie der «Kündigung», woraus sich der ganz abwegige Streit ergibt, ob Gott den Alten Bund nun gekündigt habe oder nicht; vgl. Röm 11,29). Es ist vielmehr der eine und selbe Gott Urheber der einen Heilsgeschichte, die er selbst in der Fleischwerdung seines Wortes und der universalen Ausgießung seines Geistes zur geschichtlichen Vollgestalt führt, wie sie von allen, die an Christus glauben, in seiner Kirche bezeugt, gelebt und verkündet wird. Der eine und dreifaltige Gott und nicht etwa ein literarisches Auslegungsprinzip ist die Einheit des einen Gottesvolkes im Alten und Neuem Bund und darum auch ist der Glaube an den dreieinigen Gott das Erkenntnisprinzip der Einheit von Altem und Neuem Testament¹⁰, die mit gleicher Reverenz und Ehrfurcht von den Christen als das eine Wort Gottes gehört werden (Konzil von Trient, 4. sessio; Zweites Vatikanisches Konzil, Offenbarungskonstitution *Dei Verbum*).

Jesus war nicht Angehöriger der jüdischen Glaubensgemeinschaft, die sich nach ihm und aufgrund der Auseinandersetzungen mit den Juden, die ihn als Messias geglaubt haben, erst herausgebildet hat. Man kann nicht die nachbiblische Situation, in der sich Judentum und Christentum als zwei Religionsgemeinschaften gegenüberstehen, in die Zeit Jesu zurückspiegeln und durch die Aussage, Jesus sei Jude und nicht Christ gewesen, ein nichtsahnendes Publikum verblüffen und in die Irre führen. Das Christentum ist nicht aufgrund einer Fehlinterpretation Jesu entstanden und damit gleichsam die Volksausgabe des Judentums für die

Heiden. Jesus war vielmehr als Jude Sohn des Gottesvolkes Israel, das auf das geschichtlich-eschatologische Heilshandeln Gottes durch einen Mittler gewartet hat. Er stellte sich als der Mittler des eschatologischen Königsherrschaft Gottes vor, die in seiner exklusiven Relation als «der Sohn» zu Gott, seinem Vater und dem Herrn des Himmels und der Erde begründet ist (vgl. Lk 10,21). Die Scheidung zwischen nachbiblischem Judentum und Christentum ergab sich keineswegs durch eine Abwendung der Christen von ihrem jüdischen Wurzelboden (wie es das Modell des Markion vorsieht). Nicht eine Antihaltung gegen die Juden, sondern die positive Zuwendung zu Jesus von Nazaret als den von Gott eingesetzten Messias ist der Ursprung des Christentums, zu dem von Anfang an Juden und dann auch die Menschen aus der Völkerwelt gehören. Deshalb begann man diejenigen Juden, die an ihn als den Messias glaubten, in Antiochien zum erstenmal Christen zu nennen (vgl. Apg 11,26).

Aus der Mitte des Gottesvolkes heraus bekennt Petrus als Sprecher der Jünger Jesu die Einsetzung Jesu als Herr und Messias durch Gott, den Urheber der Heilsgeschichte und Stifter seines Bundes mit Israel. Er lädt alle anwesenden Juden bei Pfingstfest ein, «sich auf den Namen Jesu Christi taufen zu lassen, damit sie die Gabe des Heiligen Geistes empfangen dürfen» (Apg 2,38). Man kann innerchristlich das Verhältnis der Offenbarung Jahwes in Bundesstiftung und Gesetzgebung auf der einen Seite und Gottesoffenbarung in Jesus auf der anderen nicht so auseinanderreißen, dass man das Erstere als göttliches Handeln ansetzt und dann die Identifikation Gottes mit Jesus in Kreuz und Auferstehung nur als menschliche Interpretation und Zutat zu dem am Sinai schon abgeschlossenen Offenbarungshandeln ausgibt. Gewiss ist der Glaube an Gottes in der Geschichte ergehendes Wort außerhalb des Glaubens in seiner Tatsächlichkeit nicht zu überprüfen. Aber dieses Prinzip der Vermittlung von Gottes Wort durch Menschenmund gilt sowohl am Sinai wie auf Golgotha. Der christliche Glaube begann nicht mit einer rein menschlichen Interpretation des Schicksals Jesu durch seine Jünger. Vielmehr waren die Jahwegläubigen im Ursprung wie im Höhepunkt der geschichtlichen Selbstoffenbarung Gottes überzeugt, dass Gott selber in seinem Heiligen Geist der Urheber des Glaubens an ihn in seinem Heilswirken ist. Wer also an Christus als den von Gott selbst eingesetzten und beglaubigten Messias, den Richter über Lebende und Tote glaubt, folgt nicht irgendeiner menschlichen Interpretation (einem Midrasch zum Wort Gottes), sondern er lässt sich vom Wort Gottes instruieren und von Gottes Geist zum Glauben bewegen, außerhalb dessen niemand sagen kann «Jesus ist der Herr» (1 Kor 12,3).

An der Realität Christi vorbei führt auch die neue Frage, ob nach Auschwitz christliche Judenmission noch möglich sei. Mose, die Propheten

und schließlich Jesus von Nazaret sind alle Judenmissionare gewesen. Sie waren von Gott zu Israel gesandt, um es zu Glauben und Bundesgehorsam zu führen. Die Mission der Apostel und der Kirche ist Weiterführung der Mission Christi vom Vater her zu allen Menschen. Das Bekenntnis zu Jesus dem Christus führt einen Juden nicht vom Gott des Bundes und der Verheißungen weg. Paulus verkündete Christus Jesus als Sohn Gottes, der nicht ein Nein zum Judentum bedeutet, sondern «das Ja zu allem, was Gott verheißten hat» (1 Kor 1,20). Ein Jude, der frei zum Glauben an Jesus als Messias kommt und diesen Glauben in der Gestalt der Taufe annimmt, bezeugt und lebt, ist darum – in christlicher Sicht – nicht ein Verräter an seinem Glauben und entfernt sich nicht aus seinem Judentum, das er wie ein altes Gewand ablegen würde. Er bekennt aber, dass er nun mit den Heiden in der «Bürgerschaft Israels und dem einen Bund der Verheißung» (Eph 2,12), dem sie vorher fremd waren, verbunden ist, und dass nun «beide (Juden und Heiden) durch Christus in dem einen Geist Zugang haben zum Vater» (Eph 2,17).

Für den Glauben an Jesus den Herrn und Messias haben die Apostel und die Christen (aus Juden und Heiden) der jungen Kirche auch Verfolgung durch jüdische und heidnische staatliche Autoritäten in Kauf genommen. Das bedeutet nicht, dass das Judentum als religiöse Gemeinschaft Verantwortung trägt für die Verfolgung von Christen durch ihre damaligen staatlichen und religiösen Behörden. Ebenso wenig sind nichtbiblische Religionsgemeinschaften verantwortlich zu machen für die Christenverfolgung durch den heidnischen römischen Staat oder die atheistischen Ideologien des 20. Jahrhunderts. Umgekehrt können aber auch die Juden von heute nicht die Christen von heute oder überhaupt das Christusbekenntnis der Kirche verantwortlich machen für die behördlichen Maßnahmen zur Ausbeutung der Juden in den christlich geprägten Gesellschaften des Mittelalters oder für die kaum von echtem religiösen Eifer gelenkten Übergriffe des Pöbels in wilden Pogromen. Der Glaube an Jesus Christus, der als unschuldig Verurteilter aus Liebe für uns am Kreuz sein Leben hingeopfert hat, begründet in keiner Form, dass Christen andere verfolgen, sondern führt zur Haltung, lieber Unrecht wegen des eigenen Glaubens zu erleiden als um des Glaubens an den Gekreuzigten Andersgläubige zu verfolgen.

Obwohl man im Mittelalter noch weit vom Konzept des weltanschaulich neutralen Staates und der Glaubens- und Gewissensfreiheit entfernt war, hat Papst Innozenz III. wie viele seiner Vorgänger jede Gewaltmaßnahme von Christen gegenüber Juden und vor allem den Zwang oder die Nötigung zur Taufe mit Exkommunikation geahndet (DH 772f). Der entscheidende Grund war theologischer Natur, nämlich dass zur Annahme des Glaubens an Christus und seine sakramentale Verwirklichung not-

wendig die Freiheit gehört. Wenn dennoch Christen an Juden in Zeiten der gesellschaftlichen Dominanz des Christentums und der Minderheitensituation des Judentums schuldig geworden sind durch physische Gewalt oder Verächtlichmachung ihres Glaubens und ihrer Riten, dann war dies ein Verhalten im Gegensatz zur Logik und Ethik des christlichen Glaubens. Und dafür hat der Papst Gott um Vergebung gebeten, damit eine Versöhnung von Juden und Christen heute möglich wird. Versöhnung kann nie die Zumutung beinhalten, den eigenen Glauben aufzugeben und gegen das eigene Wahrheitsgewissen zu denken und zu handeln.

Versöhnung führt zu einem wahren Dialog, in dem Juden ertragen, dass ihnen die Christen die Gründe ihres Glaubens an Jesus darstellen und in dem Christen die Gründe anhören, warum Juden nicht wie die Christen (aus Juden und Heiden) an Jesus als Christus glauben können.

Der Papst richtete im Schuldbekenntnis, das sich auf das Verhältnis zu Israel bezieht, an den gemeinsamen Gott unserer Väter: «Du hast Abraham und seine Nachkommen auserwählt, deinen Namen zu den Völkern zu tragen. Wir sind zutiefst betrübt über das Verhalten aller, die im Laufe der Geschichte diese deine Söhne und Töchter leiden machten. Wir bitten um Verzeihung und wollen uns dafür einsetzen, dass echte Brüderlichkeit herrsche mit dem Volk des Bundes. Darum bitten wir durch Christus unseren Herrn.»¹¹

ANMERKUNGEN

¹ JOHANNES PAUL II., *Ansprache am Tag der Vergebung im Heiligen Jahr 2000*, in: Internationale Theologische Kommission, *Erinnern und Versöhnen. Die Kirche und die Verfehlungen in ihrer Vergangenheit*, hg. v. Gerhard Ludwig MÜLLER (= Neue Kriterien 2, Johannes Verlag Einsiedeln) Freiburg 2000, 115. Vgl. auch die Beiträge zum Heiligen Jahr: *Aufbruch ins Dritte Jahrtausend. Theologisches Arbeitsbuch*, hg. v. Gerhard Ludwig MÜLLER, Köln (J.P. Bachem) 1997.

² Zum Einfluß von Ikonographie und Dichtung auf das «Bild» von der Inquisition vgl. den äußerst instruktiven Aufsatz von Victor CONZEMIUS, *Die Inquisition als Chiffre für das Böse in der Kirche*, in: *Stimmen der Zeit* 217 (1999) 651–668.

³ *Erinnern und Versöhnen*, 116.

⁴ *Erinnern und Versöhnen*, 117.

⁵ Vgl. hierzu die historisch gründliche Studie von Pierre BLET, *Papst Pius XII. und der Zweite Weltkrieg. Aus den Akten des Vatikans*, Paderborn 2000.

⁶ Was Kardinal Faulhaber in seinen Adventspredigten 1933 hellsichtig diagnostizierte.

⁷ Dies ist die These des protestantischen Theologen Friederich SCHULZ, *Entchristologisierung der gottesdienstlichen Gebete? Beobachtungen an den neuen evangelischen Gottesdienstbüchern*, in: *LJ* 50 (2000) 195–204. Der Verfasser vertritt ganz offen eine arianische Jesulogie, die er ganz paradox «Jesus-Christologie» nennt, obwohl doch das Bekenntnis zu Jesus dem Christus die Grundlage des Bekenntnisses zur Messianität und zur Gottessohnschaft bildet und gerade so die Einheit von Altem und Neuem Bund bezeugt. Zur Thematik vgl. auch Clemens RICHTER/Benedikt KRANEMANN (Hgg.), *Christologie der Liturgie. Der Gottesdienst der Kirche – Christusbekenntnis und Sinaibund* (= QD 159), Freiburg 1995.

⁸ Ein Beispiel des unerleuchteten Kampfes gegen den christlichen Antijudaismus bietet Thomas FREYER in der redaktionellen Einleitung zu einem Themenheft der Tübinger Theologischen Quartalschrift: *Auf dem Weg zu einem christlich-jüdischen Dialog? Probleme – Anfragen – Herausforderungen*, in: *ThQ* 180 (2000) 81–85. Er entdeckt gleich in allen drei der neuesten dogmatischen Handbücher der katholischen Theologie (Theodor Schneider, Wolfgang Beinert, Gerhard Ludwig Müller) antijudaistische Tendenzen, die in den Autoren zumindest unbewusst nachwirkten. In der triumphalistischen Gewissheit, einen billigen Sieg an seine Fahnen heften zu können, übersieht er allerdings, dass er biblischen Zitaten und Sätzen des Credo, die von der Heilsuniversalität Christi und der universalen Heilsgemeinschaft der Kirche aus Juden und Heiden sprechen, «Antijudaismus» unterstellt. Gegenüber einer unwissenschaftlichen und diffamierenden Verwendung dieses Begriffs wäre zu fragen, wie diese Vertreter des Anti-Antijudaismus die Kritik am Unglauben und an der Treulosigkeit des erwählten Volkes bei den Propheten auch unter Antijudaismus subsumieren soll und ob nicht schließlich Jahwe selbst «in seinem Zorn gegen das störrische Volk» (Ex 32,9f) diesem Verdikt verfällt. Diese Hinweise sollen nur zeigen, dass man hier mit dem Beschwören von Vorurteilen und Klischeebildern nicht weiterkommt. Ein Dialog unter den Jahwegläubigen wird dadurch behindert und es werden neue Gräben aufgerissen zwischen denen, die an Jesus Christus, den Sohn Gottes, glauben. Mit moralischem Überlegenheitsgefühl der einen über die anderen nach Auschwitz Geborenen spielt man nur den wirklichen Antijahwisten in die Hände. Mit dem Versuch, Andersdenkende durch das Etikett «Antijudaismus» moralisch zu ächten, kommt man ungewollt in die Nähe der plakativen Ausgrenzung missliebiger Personen im Dritten Reich.

⁹ Kritisch zur Entchristologisierung und Entrinitarisierung des Christentum Gisbert GRESHAKE, *Der dreieine Gott. Eine trinitarische Theologie*, Freiburg 1997, 508f. Zenger meint offenbar, das Verhältnis von Altem und Neuem Testament dadurch bestimmen zu können, dass er den Sinaibund positivistisch zur Offenbarung erklärt, die Gott selbst zum Urheber hat, während er den Christusglauben der Kirche auf das Konto menschlicher Interpretation verbucht. Durch diese radikale Relativierung des Neuen Testaments wird aber keineswegs das Alte Testament aufgewertet. Man kann den Sinaibund dann nur noch in einer fundamentalistischen Glaubenshaltung einfach wie eine vom Himmel gefallene Offenbarung annehmen, oder man muss das Alte Testament auf das Schrifttum einer Nationalreligion des 1. Jahrtausends vor Christus reduzieren. Zur fundierten Auseinandersetzung mit Zenger vgl. auch Gerhard GÄDE, «Altes» oder «Erstes» Testament? *Fundamentaltheologische Überlegungen zu Erich Zengers Vorschlag einer christlichen Neubenennung der Schrift Israels*, in: *MThZ* 45 (1994) 161–177.

¹⁰ Vgl. Rudolf VORDERHOLZER, *Die Einheit der Schrift und ihr geistiger Sinn. Der Beitrag Henri de Lubacs zur Erforschung von Geschichte und Systematik christlicher Bibelhermeneutik*, Freiburg 1998, 453.

¹¹ *Erinnern und Versöhnen*, 124.